

„Wer bin ich?“

Zu Identität, Identifizierung und Person

Jakob Robert Schneider

Die Identität einer Person wird im klassischen Familienstellen in zweifacher Hinsicht thematisiert und im Aufstellungsprozess berücksichtigt: zum einen als ein objektiver personaler Tatbestand, zum anderen hinsichtlich eines Prozesses, der mit „Identifizierung“ bezeichnet wird. Den Prozess der Identifizierung kann man wiederum unter zwei Aspekten betrachten: Psychoanalytisch, und darüber hinausgehend im klassischen Familienstellen, betrachtet man die Identifizierung als einen seelischen Prozess, in dem wir uns bewusst oder unbewusst mit bestimmten Personen identifizieren, zum Beispiel der Mutter oder einer Verlobten des Vaters, die dieser verlassen hat. Zum anderen identifizieren wir in einem allgemeinen kognitiven Prozess uns und andere oft mit Eigenschaften oder Teilpersönlichkeiten, wenn wir zum Beispiel sagen: „Ich bin ein Dummkopf“ oder: „Du bist ein Schwächling“.

Im Familienstellen wird das Thema „Identität“ direkt oder indirekt vor allem in Fragen von Herkunft und Zugehörigkeit aktuell und dort, wo wir die oft schmerzlichen Erlebnisse und Gefühle anderer mit unserem eigenen Leben aktualisieren. Zugeschriebene Identität wird in Aufstellungen vor allem dann bedeutend, wenn wir beispielsweise aus einer Täterschaft einen Täter machen. Personalität verweist darauf, dass wir in unserem Menschsein und Ich-Sagen weder durch objektive Merkmale von Identität noch unser subjektives Erleben davon, wer wir sind, von uns selbst oder anderen ausgelotet werden können.

Die objektive Identität

Der Ausgangspunkt für die Betrachtung von Identität ist zunächst folgender: Da ist eine Person. Sie kommt beispielsweise in eine Aufstellungsgruppe oder eine Beratung, um ein Problem zu lösen oder eine seelische Not zu lindern oder ein Ziel zu erreichen. Unabhängig von philosophischen, psychologischen und soziologischen (oder gar mathematischen) Grundsatzfragen, was Identität bedeutet, gehen wir von einem Alltagsverständnis aus: Da ist eine einmalige Person, sie braucht einen Stuhl, auf dem sie sitzen kann, sie hat eine bestimmte körperliche Erscheinung, verbunden mit einigen unverwechselbaren Ausprägungen (zum Beispiel den Fingerabdruck oder die Iris). Sie bringt eine einmalige Lebensgeschichte mit. Diese Identität kann man als objektive Identität bezeichnen. Sie hängt nicht davon ab, wie identisch sich jemand fühlt oder was jemand denkt, wer er ist. Sie ist nicht gleichzusetzen mit eigenen oder fremden Zuschreibungen, wer man sein will oder zu sein hat. Auf dieser Ebene der körperlich-geistigen Existenz ist sie in jedem Moment des persönlichen Lebens anderen und sich selbst objektivierbar vorgegeben.

Selbst wenn ich diese Identität als in vielfältigen individuellen oder sozialen Prozessen konstruiert betrachten würde, ändert das nichts daran, dass sie anderen oder im Spiegel auch mir selbst objektiv gegenübersteht. Dass wir Personalpronomen wie „ich“ und „du“ oder „wir“ oder Vornamen und Familiennamen benutzen, drückt diese Art der Identität aus. Wir betrachten ein Individuum auf diese Weise als eine mit sich selbst identische Ganzheit.

Jede Person lebt in einem Netzwerk von Beziehungen, ist mit ihrer Identität auf andere Identitäten bezogen. Sie ist vielleicht mit einer bestimmten anderen Person verheiratet, hat ein oder mehrere Kinder, kommt aus einer Familie, hat Vater und Mutter und vielleicht Geschwister, lebt in einer Generationenfolge. Sie hat meist eine bestimmte Nationalität, die in einem Pass eingetragen ist. Sie ist in einem bestimmten Land gebürtig, die Eltern stammen vielleicht aus anderen Nationen. Sie hat also eine bestimmte Herkunft in Beziehungskonstellationen und -prozessen, die in Lebensräumen stattfinden und eine zeitliche Richtung haben.

Das erscheint uns selbstverständlich. Probleme mit der objektiven Identität entstehen erst dann, wenn die subjektive Empfindung damit nicht zusammengeht oder das Wissen darum, wo ich herkomme und welche Personen unveränderbar zu meiner persönlichen Identität gehören, infrage stehen. Das Familienstellen ist nun eine Form seelischer Hilfestellung, in der die objektiven sozialen Vorgegebenheiten einer Person in zentraler Weise Berücksichtigung finden: „Stimme deiner Herkunft mit all den Personen, die dazu gehören, und deiner Lebens- und Familiengeschichte zu! Das gehört zu deiner Identität.“ Wir nennen das oft: „Anerkennen, was ist“. Fragen wie: „Wer bin ich?“ oder „Wo ist mein Platz?“ verbinden wir mit Familien- und Gruppenidentitäten. Wir stellen Stellvertreter für entsprechende Personen und übergeordnete Systeme wie zum Beispiel ein Land auf und helfen, einen gemäßen Platz in einem System einzunehmen. Wir erachten die Frage, wer gehört zur Familie (oder einem anderen System), für bedeutsam, ebenso unser Wissen um alle wesentlichen, existenziell bedeutsamen Ereignisse, deren Folgen uns in unserer Identität geprägt haben.

Wir gehen dieser Frage und diesem Wissen nach, wenn jemand seinen Platz in seiner Familie und im Leben sucht, wenn es Zweifel an einer Vaterschaft gibt, bei sogenannten Patchworkfamilien, bei Adoptivfamilien, bei Partnern mit unterschiedlicher Nationalität, bei Emigrantenfamilien, aber auch im Blick auf Konflikte in einem Team oder in einer Organisation, und suchen dabei nach einer Ordnung, in der jeder seinen Platz hat. Wir gehen davon aus, dass der gemäße Platz über das Sich-gut-und-richtig-Fühlen der Stellvertreter gefunden werden kann. Und wir verlassen uns dabei auf gewisse Regeln, die Beziehungen ordnen, zum Beispiel auf eine Ursprungsordnung oder darauf, dass die leiblichen Eltern immer zu meinem Herkunftssystem dazugehören, auch wenn ich sie nie kennengelernt habe.

Nun haben der technologische und medizinische Fortschritt Entwicklungen in Gang gebracht, welche eine Antwort auf die Frage nach der Selbstidentität erschweren. Wie verhält es sich damit nach einer Transplantation des Herzens? Was bedeutet es für meine Identität, wenn ich im Reagenzglas gezeugt wurde, vielleicht mit einem Samen

eines unbekanntem Samenspenders? Was bedeutet es beispielsweise für die Identität ukrainischer Kinder, die aufgrund des Reaktorunfalls in Tschernobyl mithilfe eingeführten Spermien amerikanischer Männer gezeugt wurden?

Kürzlich bekam ich den Anruf eines verheirateten Mannes, dessen Frau wegen einer Krebserkrankung schon in jungen Jahren die Gebärmutter entfernt werden musste. Er wollte aber unbedingt ein Kind. Für eine Adoption war es jetzt altersbedingt zu spät. Außerdem wollte er unbedingt ein selbst gezeugtes Kind. So sucht er mithilfe einer osteuropäischen Klinik über eine ihm unbekannt bleibende Ei-Mutter und eine andere ihm unbekannt bleibende Leihmutter ein Kind zu bekommen mit einer Geburtsurkunde, in der der leibliche Vater und dessen Frau, die künftige soziale Mutter, in der Geburtsurkunde eingetragen sind. Er sucht nun Rat, weil schon zum fünften Mal die Embryonen von den jeweils unterschiedlichen Leihmüttern abgestoßen wurden.

Nehmen wir an, dass ein Kind auf diese Weise ins Leben kommt und beim leiblichen Vater und der sozialen Mutter aufwächst. Welche Personen gehören zu seiner Identität? Wie verhält sich die komplexe Herkunft zum Erleben von Familie? Wer hat in diesem System welchen Platz? Welches Wissen ist für das Kind und das soziale Umfeld des Kindes notwendig, damit objektive Identität und gefühlte und zugeschriebene Identität zusammenpassen?

Wir neigen in unserer Zeit dazu, für das Wohlergehen eines Kindes und seine Bindungsfähigkeit nur die Personen in den Blick zu nehmen, bei denen ein Kind aufwächst. Sie bilden im psychologischen und soziologischen Zeitgeist eine Familie. Wir tendieren zu der Annahme, wir könnten für unsere Identität frei wählen, was wir dafür als bedeutsam erachten. Wir stellen Geschlechtsidentitäten oder nationale Identitäten zur Disposition. Wir versuchen vielleicht alle Merkmale, die für unsere Identität von Bedeutung sind, unserem Belieben, unserem Gutdünken und unserer Freiheit unterzuordnen. Was sind die Folgen? Wir wissen es nicht so genau. Aber viele Aufsteller machen die Erfahrung, dass es Klienten hilft, wenn sie die Faktoren, die zu den objektiven Vorgegebenheiten ihrer Identität gehören, wahrnehmen, berücksichtigen und achten können.

Vor Jahren saß ein Mann neben mir in der Gruppe. Ich erzählte eine Fallgeschichte zur jüdischen Verbundenheit, und der Mann begann zu weinen. Er sah aus, als sei er gerade aus dem KZ gekommen, lebte von Sozialhilfe, allein, depressiv und ohne nennenswerte Kontakte. Ein Bekannter hatte ihm das Seminar bezahlt. Als ich ihn nach dem Grund seiner Tränen fragte, sagte er: „Ich habe erst vor ein paar Tagen von einem Halbbruder erfahren, dass ich eigentlich aus einer jüdischen Familie komme. Die Großeltern hatten es verstanden, die Ahnenpässe so zu fälschen, dass ihre wahre Herkunft verborgen geblieben ist.“

Ein Mann war wegen Eheproblemen in der Gruppe. Die Aufstellung zeigte keinen Verlauf, den der Mann als hilfreich erleben konnte. Am Ende der Gruppe, beim Verabschieden, sprach er mich nochmals an und sagte, seine Tochter sei durch die Samenspende eines unbekanntem Samenspenders entstanden, da er selbst keine Kinder

zeugen könne. An Weihnachten habe sie, dreizehnjährig, zu ihm gesagt: „Papa, du schenkst mir so viel und bist so gut zu mir. Es tut mir so leid. Aber ich kann dich nicht als meinen Vater empfinden.“ Sie wusste nicht, dass sie durch eine Samenspende ins Leben gekommen war. Die Mutter konnte ihr die Wahrheit nicht sagen, weil sie doch nicht wisse, wer der Samenspender sei (zu dieser Zeit war die Samenspende noch verpflichtend anonym).

Zurück zu Fällen wie dem weiter oben genannten, wenn sich das Entstehen eines Kindes mithilfe der Reproduktionsmedizin so komplexen Verhältnissen verdankt wie beispielsweise drei Müttern, einer Eimutter, einer Leihmutter und einer sozialen Mutter. Können wir bei Aufstellungen solcher und anderer komplexer Herkunftsbedingungen von allgemeinen Regeln ausgehen, die wir im Sinne einer objektiven Identität zu berücksichtigen haben? Ich denke: Ja.

Wer auch immer welchen Beitrag leistet, dass ein Kind ins Leben kommt, und was auch immer das Anliegen für eine Aufstellung ist, wir betrachten das ganze Herkunftssystem als Beziehungssystem. Die persönliche Identität und Integrität, das „Ich“ und „Du“ und „Wir“ verlangen den vollständigen Beziehungsrahmen, unabhängig davon, was der Klient oder die Umwelt für wichtig erachtet. Das Familienstellen ist eine ausgezeichnete Methode, um zu sehen, was welche Wirkung hat, beziehungsweise welcher Möglichkeitsspielraum gegeben ist. Wir gehen davon aus, dass die Maxime „Anerkennen, was ist“ normalerweise die Grundlage für Lösungen und notwendige Zustimmungen darstellt.

Eine zweite Regel, die auch gesellschaftlich an Boden gewonnen hat, verlangt, dass alle unmittelbar Beteiligten, vor allem das Kind, ein Recht haben, zu wissen, auf welche Weise dieses Kind ins Leben gekommen ist und wer welchen Beitrag dafür geleistet hat. Identität verlangt in diesem Sinne eine objektive Wahrheit.

In einem Seminar in den USA sprach ich einmal davon, wie wichtig es für Kinder ist, die Wahrheit über ihre Herkunft zu wissen. Da meldete sich eine Frau, sie habe eine Tochter, die durch Fremdinsemination entstanden sei und das nicht wisse. Ich bot ihr eine Aufstellung an. Ihr Mann aber war empört. Irgendein kluger Satz von mir, den ich leider nicht mehr weiß, veranlasste ihn, im Seminar zu bleiben und einer Aufstellung zuzustimmen. Diese Aufstellung war sehr kurz und sehr berührend. Das Mädchen, neben die Mutter und gegenüber dem sozialen Vater gestellt, schaute zum seitlich in einiger Entfernung gestellten Samenspender, löste sich von der Mutter, ging zu diesem leiblichen Vater, betrachtete ihn von oben bis unten und drückte ihm die Hand. Dann ging sie zu ihrem sozialen Vater, umarmte ihn liebevoll und ging mit ihm zu ihrer Mutter. Dieses Ehepaar wurde in allen folgenden Kursen zu strahlenden Teilnehmern. Als sie zu Hause der Tochter von ihrer Herkunft erzählt hatten, passierte genau das, was sie in der Aufstellung auf so wohlthuende Weise erlebt hatten.

Der Verein „Spenderkinder“ formuliert das in etwa so: „Sei der Kinderwunsch auch noch so stark – oft werde vergessen, dass alle Babys Würde und Rechte haben. Sie wachsen zu Erwachsenen heran, und es ist eine Form der seelischen Grausamkeit, einen

Zustand zu schaffen, der Menschen die Erfüllung des grundlegenden Wunsches versagt, das Wissen um ihre Identität.“ (Ulrike Heidenreich in der SZ vom 18./19.2.2017).

„Wer bin ich?“ Wir können nur eine Antwort auf diese Frage finden, wenn wir Klarheit über unsere Herkunft und Zugehörigkeit haben, und zwar nach objektiven Kriterien. Ich zähle das zu den Fundamenten des Familienstellens. Objektiv heißt auch: Eine nur in einer Aufstellung gewonnene Überzeugung ohne Überprüfung, wenn sie denn noch möglich ist, reicht nicht.

Die Identifizierung

Die „Identifizierung“ gehört zu den grundlegenden Begriffen des klassischen Familienstellens. Beschreibt die Psychoanalyse den Prozess der Identifizierung als eine Neigung, primäre Bezugspersonen, also vor allem die Eltern, in bestimmten Aspekten oder auch als ganze Person zu verinnerlichen, erweiterte vor allem Bert Hellinger den Kreis der Personen, die wir meist unbewusst verinnerlichen, auf alle, mit denen wir schicksalhaft verbunden sind. Maßgeblich dafür sind vor allem Ausgeschlossene, Vergessene und in ihrem Schicksal nicht Gewürdigte eines Familiensystems, aber auch Personen, die durch ihr Schicksal eine Lücke hinterlassen, die andere zu füllen versuchen. So entstand ein Sprachgebrauch wie: „Du bist mit der ersten Frau des Vaters identifiziert“ oder: „Du bist mit dem unbekanntem Vater deines Vaters identifiziert oder auch: „Du bist mit dem im Krieg gefallenen Bruder deiner Mutter identifiziert“.

Aber welcher Prozess geschieht da in der Seele einer Person und wie drückt er sich aus? Der Hintergrund dafür, dass wir überhaupt nach Identifizierungen suchen, liegt darin, dass wir manchmal Verhaltensweisen und Gefühle zeigen, die uns selbst und unseren Mitmenschen schleierhaft sind. Wir handeln und fühlen nicht situationsgerecht, fühlen uns nicht bei uns selbst, zweifeln an dem, wer wir sind. Wir werden wütend ohne realen Grund. Wir spüren eine tiefe Traurigkeit in uns, obwohl wir gerne lachen und wir selbst und unsere unmittelbaren Mitmenschen wohl auf sind. Wir können Vater oder Mutter nicht als solche fühlen oder erleben uns, als wären wir adoptiert. Wir behaupten vielleicht, dass wir in unserer Familie nie einen Platz gehabt haben, obwohl wir ganz normal mit Geschwistern und Eltern aufgewachsen sind, nicht für längere Zeit zu einer Oma oder ins Internat mussten und es nie besonderen Streit zwischen den Geschwistern gab, keine Rankämpfe und keinen Liebling der Eltern. Wir lieben unseren Partner, der Alltag kennt keine größeren Konflikte, und doch beschleicht uns beispielsweise das Gefühl, ich muss weg oder ich sterbe, wenn ich bleibe.

Wir suchen dann in Aufstellungen nach Schicksalen und entsprechenden Personen, die Recht auf Wut hatten, die früh gestorben sind, die untergeschoben oder weggegeben worden waren. Wir fragen dann: Wer hatte denn wirklich keinen Platz, wer wurde vielleicht um sein Erbe betrogen, für wen ist denn eine Ehe tatsächlich tödlich ausgegangen? Wenn wir so verfahren, dann aus der Annahme heraus, dass wir Identifizierungen und Verstrickungen leichter loslassen können, wenn am Licht ist, was passiert ist, und wenn ich weiß, wen ich mit meinen Gefühlen, Verhaltensweisen und

Entscheidungen wiederbelebe. Wir trennen dann durch das Wissen und meist auch durch kurze Dialoge unser eigenes Erleben vom Erleben anderer: „Du bist du und ich bin ich. Ich sehe dich. Ich achte und würdige dein Schicksal, ich nehme mein eigenes Leben, auch wenn dich dein Leben viel gekostet hat.“

Auf dieser Ebene bedeutet Identifizierung einen subjektiven Prozess, in dem ich mich einer anderen Person in bestimmten Aspekten ihres Lebens gleichmache und so eine tatsächliche Not eines anderen ohne eigene reale Not, in anderen Umständen und zu einer anderen Zeit so verinnerliche, als wäre es meine Not. Tun wir das bewusst, oft schon als Kind, würden wir das als Übernahme des Schicksal einer anderen, meist geliebten Person betrachten. Um zu erklären, warum wir das tun, beziehen wir uns dann auf seelische Prozesse, die wir mit Loyalität oder kindlicher Liebe oder Mitgefühl bezeichnen. Wir erfahren immer wieder, wie sehr wir Schicksal teilen wollen, als könnten wir nur so eine Zugehörigkeit und Verbundenheit wahren, oder wir halten es in einer Art magischem Denken für möglich, durch unser Opfer andere vor Schlimmem bewahren oder von Schuld reinigen zu können.

Verinnerlichen wir das Schicksal und Erleben anderer als einen Teil des eigenen Lebens auf unbewusste Weise, sprechen wir von Verstrickung. Ich mache mich anderen in gewissen Aspekten ihres Lebens gleich, ohne dass ich das weiß und will. Wie aber sollen wir das verstehen? Gehen wir davon aus, dass es nie ein Wissen gab, das wir irgendwann einmal bewusst wahrgenommen haben und das nur vergessen oder verdrängt worden und deshalb nicht mehr in Erinnerung ist, dann gäbe es auch hier einen Prozess, der nicht auf subjektives Erleben zurückzuführen ist. Unserer Identität und unserem Erleben würde etwas Fremdes aufgeprägt. Was ginge da dann vor sich?

Ich möchte hier nicht auf die Implikationen eingehen, welche eine solche Sichtweise der Identifizierung als Verstrickung für unser Verständnis von Kommunikation und Interaktion, Geist und Seele und Körper mit sich brächte. Ich gehe in Bezug auf die Aufstellungsarbeit von einem unbewussten Wissen eines Klienten aus, welches in Aufstellungen sich über oder durch Stellvertreter zeigen kann (obwohl es manchmal den Eindruck macht, als würden auch andere Systemmitglieder einen unmittelbaren Einfluss auf Aufstellungsprozesse ausüben können).

Mir ist es aber wichtig, die Prozesse, die wir mit Identifizierung bezeichnen, nicht einfach in der Weise zu betrachten, als wären wir an der Identifizierung schuld, als würden wir aufgrund irgendwelcher subjektiven Bedürfnisse in das Schicksal anderer eingreifen. Wenn Identifizierung eine Anmaßung bedeutet, und in der Wirkung ist sie das auch oft, dann ist es meist eine kindliche Anmaßung aus Liebe und Mitgefühl und auch Loyalität heraus. Die Aussage: „Du bist identifiziert mit der ersten Frau des Vaters“ benütze ich seit Längerem nicht mehr. Die Formulierung wirkt für mich eher schematisch und kalt und wird weder der Not des anderen noch meinem (meist kindlichen) Mitgefühl gerecht. Ich neige eher dazu, davon zu sprechen, dass da jemand beispielsweise die Not oder das Erleben der ersten Frau des Vaters übernommen hat oder: „Da erlebst du jetzt etwas, was die erste Frau des Vaters vermutlich erlebt hat“.

Ich vermeide den Wortgebrauch der Identifizierung aber vor allem deswegen, weil er den Blick auf den Klienten richtet, der sich identifiziert und somit sich anmaßt, in das Schicksal anderer einzugreifen. Die Not dessen, mit dem sich ein Klient identifiziert, gerät dabei aus dem Blick. Darüber hinaus halte ich es für eine Verkürzung der seelischen Prozesse in Beziehungssystemen, wenn wir sie zu sehr subjektivieren. Wir haben es oft mit Bindungen im Schicksal zu tun, die uns treffen, ohne dass wir gefragt werden und ohne dass sie unmittelbar unser bewusstes subjektives Empfinden berühren.

„Wer bin ich?“ Eine erweiterte Antwort könnte lauten: „Ich bin eine Person, die ohne Wissen und Wollen oder auch aus Mitgefühl und Loyalität heraus das Erleben anderer in das eigene Leben aufgenommen hat.“ Insoweit das sein bisheriges Leben geprägt hat, muss jeder das subjektiv in seine Identität integrieren, was, in welchem seelischen Prozess auch immer, zu etwas Eigenem geworden ist. Für die Zukunft aber öffnet sich in ungewissen Grenzen ein offener Raum, in dem ich das Schicksal anderer, wenn möglich in der Seele befriedet und zur Kraftquelle geworden, hinter mir lassen kann. Soweit es zum Eigenen geworden ist, kann dieses Eigene dann realitätsgerecht, eigenständig und offener für Lösungen und persönliche Ziele weiterentwickelt werden.

Die Identifikation einer Person mit einzelnen Verhaltensweisen und Eigenschaften

Wir können „Identifikation“ auch als einen Aspekt unseres Denkens und unserer Sprache betrachten.

Dabei geht es um Zuschreibungen, die wir uns selbst oder anderen gegenüber benützen und in denen wir ein bestimmtes Verhalten oder eine Eigenschaft so formulieren, als würden sie für die ganze Person stehen. Zum Beispiel beginnt ein Klient in der Eröffnungsrunde eines Seminars die Beschreibung seines Anliegens mit: „Ich bin ein Asthmatiker“. Oder wir sprechen in einem Seminar über eine seelische Dynamik zwischen „Tätern“ und „Opfern“. Eine Frau bezeichnet ihren Mann vielleicht als Narzissten. Oder ein Mann behauptet: Ich kann nie „Nein“ sagen. Jemand leidet vielleicht darunter, dass die Mutter immer behauptet habe: „Du bist wie dein Vater.“ Oder wir bezeichnen uns selbst oder andere als „faul“, als „aggressiv“ oder als „wehleidig“ und so weiter.

Meist wissen wir, wenn es erwünscht oder notwendig ist, dass wir genauer formulieren, dass solche Aussagen nicht die ganze Person charakterisieren. Das „Energiesparen“ unseres Gehirns verleitet uns zu Verkürzungen im Denken wie im Sprechen, und für gewöhnlich ist das nicht schlimm und wird auch als Verkürzung verstanden. Dennoch leiden nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene darunter, wenn sie auf eine Weise bezeichnet werden, als würde ein bestimmtes Verhalten oder eine bestimmte Eigenschaft über eine Situation hinaus die ganze Person ausmachen. Wie geht es einem Kind, wenn die Mutter sagt: „Du bist und bleibst dumm!“, oder ein Mann herrscht seine Frau an: „Du bist hässlich“?

Werden Identifizierungen des Ganzen mit einem Teil auf diese Weise ständig wiederholt, haben sie oft sehr einschneidende Wirkungen. Wir beginnen die eigene Wirklichkeit oder die der anderen auf bestimmte Erfahrungen und Sichtweisen zu fixieren, die prägend wirken können oder zumindest eine differenzierte Wahrnehmung erschweren. Es gehört zu einer Spiritualität des Alltags, solche Unbedachtsamkeiten an sich wahrzunehmen und unser Denken und Sprechen davon zu „reinigen“. In professionellen Bereichen halte ich es für ein Muss, Klienten auf geeignete Weise auf festlegende Selbstzuschreibungen und vereinfachende Identifizierungen anderer aufmerksam zu machen und selbstverständlich sich selbst davor zu hüten.

Nun gibt es Zuschreibungen, die zwar nur einen Teilaspekt einer Person benennen, aber doch die ganze Person berühren, zum Beispiel: „Ich bin Deutscher“ oder „Ich bin lesbisch“. Hier bestehen wir oft darauf, dass das zu unserer Identität gehört. Wir gehen dann sowohl in unserem individuellen Empfinden als auch in unserer sozialen Zugehörigkeit nicht von Zuschreibungen aus, sondern von einer Art Seinszustand: „Ich bin!“, „Du bist!“, „Wir sind“, „Ihr seid“. Wir wissen zwar, dass eine geschlechtliche oder nationale Identität nicht einen ganzen Menschen ausmacht, und doch gehört sie in Bezug auf die Frage „Wer bin ich?“ als etwas Wesentliches zu einer Person. In Bezug auf die Geschlechtsidentität ist für die meisten Frauen und Männer das Frau-sein und Mannsein wesentlich für ihre Identität als Person (die angeblich über 60 verschiedenen geschlechtlichen Identitäten oder auch die körperliche Veränderung der geschlechtlichen Identität hier außer Acht gelassen). Auch die nationale Identität kann man als wesentlich bezeichnen, insofern sie meine Staatsangehörigkeit mit den damit verbundenen Rechten und Pflichten und Rahmenbedingungen meint. Allerdings gibt es hier individuell häufig Unsicherheiten und gesellschaftlich heftige Diskussionen.

In meiner Erfahrung als Aufsteller ist vor allem im internationalen Bereich die Frage nach der nationalen Identität immer wieder von Bedeutung, wenn auch oft verschlüsselt. In Brasilien war einmal ein Mann in einer Fortbildungsgruppe, ein Priester, der in seiner Gemeinde leidenschaftlich für soziale Gerechtigkeit kämpfte. Sein Vater, dessen Eltern aus Italien nach Brasilien ausgewandert waren und der sich immer als Italiener fühlte, lag schon lange im Sterben, doch der Tod wollte zum Erstaunen der Ärzte nicht eintreten. Ich ließ den Priester seinen Vater und dessen Tod aufstellen und sich selbst dazustellen. Der Stellvertreter des Vaters sagte: „Mit dem Tod bin ich in Frieden, aber mit meinem Sohn nicht.“ Ich ließ den Priester sagen: „Vater, ich bin gerne dein Sohn, und ich werde unsere italienische Herkunft immer achten. Das Italienische in mir und meiner Geschichte bleibt, auch wenn ich Brasilianer bin. Bitte sei freundlich, dass ich Brasilianer geworden bin.“ Am Ende des Kurses besuchte er seinen Vater im Krankenhaus, und der starb in seinen Armen.

„Wer bin ich?“ Im Bereich der bewussten Zuschreibungen von Identitätsmerkmalen ist eine Antwort nicht immer leicht. Wir müssen differenzieren, einzelne Verhaltensweisen auf bestimmte Situationen oder Kontexte beziehen und einzelne Eigenschaften als personale Aspekte wahrnehmen, auch wenn manche Eigenheiten für meine Identität wesentlich sind. Ist die Großmutter, die eines ihrer Kinder nach der Geburt mit dem Kissen erstickt hat, eine Mörderin? Werden wir im Kontext einer Aufstellung eine En-

keltochter sagen lassen: „Oma, du bist eine Mörderin!“? Oder lassen wir formulieren: „Oma, du hast ein Kind umgebracht, meine kleine Tante?“

Eine Schwierigkeit bleibt: Können Taten einer Person Wirkungen auf sie selbst hervorrufen, die wesentlich für ihre Identität werden, weil sie sie selbst unausweichlich prägen, zum Beispiel die Taten eines vielfachen Mörders oder Folterers oder von Personen wie Hitler oder Stalin oder Mao, die für die Ermordung und den Tod so vieler Menschen verantwortlich sind? Kann es sein, dass es dann berechtigt ist zu sagen: „Dieser Mensch ist böse“, weil jeder Hinweis darauf, dass er in bestimmten Situationen und bei bestimmten Personen auch ein liebevoller Mensch war, durch die schlimmen Taten überformt ist? Das Menschsein bleibt für die Identität. Ein Mensch wird nicht zu einem Unmenschen oder Tier oder einem Teufel. Aber man kann dann auch nicht mehr die positiven Seiten seines Menschseins gegen die schlimmen Seiten aufrechnen. Manchmal wird eine Seele „schwarz“.

Personalität

Wenn wir einen Menschen als Person bezeichnen, hat das für das Verständnis von Identität weitreichende Folgen. Etymologisch wird das Wort „Person“ meist als eine Eindeutschung der lateinischen Bezeichnung „persona“ (griechisch: prosopon) verstanden und mit Maske übersetzt. Aber seine eigentliche Bedeutung bekam das Wort über die neuplatonische Philosophie und die frühe Adaption durch die christliche Theologie. Schon im alten griechischen Theater, das die Schauspieler hinter Masken verbarg, ging es im Wort „Prosopon“ weniger um die Maske, sondern um das, was durch die Maske hindurchtönt (die Übersetzung des griechischen Wortes ins Lateinische leitet sich von *per-sonare*, hindurchtönen, her).

Dass wir einen Menschen als Person bezeichnen, können wir so verstehen, dass hinter dem, was an uns sichtbar und begreifbar ist, etwas steht, was immer unbegriffen bleibt. Der philosophische Gedankengang ist der, dass wir alle möglichen Aussagen über einen Menschen machen können, biologische, psychologische, zu seiner Herkunft, zu seinem Charakter usw. Aber ich muss mich immer, wenn ich über jemanden oder mich nachdenke, wenn ich mich oder andere verstehen will, außerhalb meiner selbst setzen: Ich denke über dich oder mich nach. Es bleibt immer eine Differenz zwischen dem Gedachten und dem Denkenden, dem Verstandenen und dem Verstehenden. Das Ich oder auch das Selbst bleibt in diesem Prozess als Ursprung unbegriffen. Da ist etwas in mir und auch im anderen und vielleicht auch in einer Gruppe, das bleibt ursprünglich. Das macht unsere Würde aus und ist der Kern jeder Selbstachtung und Achtung der anderen.

Die Frage nach meiner Identität: „Wer bin ich?“ setzt in der Antwort eine umfassendere Identität voraus: „Ich bin, der ich bin“. Natürlich können wir eine Menge Richtiges und Sinnvolles zu unserer Identität aussagen, Objektives und Subjektives. Es ist für viele Teilnehmer an Aufstellungsseminaren sehr hilfreich, sich von Identifizierungen zu lösen. Geheimnisse und Unklarheiten in der Herkunft suchen nach Auflösung. Es

erleichtert und löst viele Teilnehmer, wenn Schicksalsbindungen aufgedeckt werden, der Platz im Leben klar ist, sie etwas freier und handlungsfähiger für das jeweils Eigene werden. Jeder Teilnehmer bleibt aber immer schon tiefer als alle Bindungen, Zuschreibungen, Zielsetzungen, Lebens- und Familiengeschichten in seiner Würde frei und in seinem Wesen, also in dem, wer er ist, unbegriffen.

Auch wenn ein unbekannter Vater, eine fehlende Mutter, eine Adoption, die Samenspende eines Fremden, Leihmutterschaft oder sonstige komplexe Herkunftsbedingungen und Familiengeheimnisse das Wissen um die Identität und das subjektive Empfinden der Selbstidentität erschweren, das macht mich nicht völlig als Person aus. Was auch immer das Leben dessen, der über eine Aufstellung Erleichterung und Klärung sucht, beschwert, an welchen schlimmen Schicksalen in seiner Familie und im öffentlichen Raum er auch Anteil hat, eine Aufstellung braucht in ihrem Prozess und ihrer Zielsetzung das erlebbare Wissen um diese innerste Würde und Freiheit der Person. Nichts bestimmt uns so, dass wir nicht getragen sind von einem unfassbaren und damit offenen: „Ich bin“.



Jakob Robert Schneider
j-r-schneider.de